

Ziemowit Szczerek (*1978) ist streitbarer Intellektueller und Journalist. Der Ukraine-Kenner ist fasziniert vom Osten Europas sowie von »geopolitischen, geschichtlichen und kulturellen Kuriositäten«, wie er selbst sagt. Für »Mordor kommt und frisst uns auf« (Voland & Quist 2017 / »Przyjdzie Mordor i nas zje, czyli tajna historia Słowian«, Korporacja Ha!art 2013) erhielt er den Paszport-Preis der »Polityka« und war für den Nike-Literaturpreis, die wichtigste literarische Auszeichnung Polens, sowie den Internationalen Literaturpreis des HKW Berlin nominiert. 2019 erschien bei Voland & Quist sein Roman »Sieben. Das Buch der polnischen Dämonen« (»Siódemka«, Wydawnictwo Ha!art 2014), übersetzt aus dem Polnischen von Thomas Weiler.

Thomas Weiler (*1978) übersetzt und vermittelt seit seinem Übersetzerstudium in Leipzig, Berlin und St. Petersburg Belletristik und Kinderliteratur aus dem Polnischen, Russischen und Belarussischen. 2017 erhielt er den Deutschen Jugendliteraturpreis, 2019 den Karl-Dedecius-Preis, 2024 wurde er mit dem Paul-Celan-Preis und der August-Wilhelm-von-Schlegel-Gastprofessur für Poetik der Übersetzung geehrt. 2025 erhielt er den Preis der Leipziger Buchmesse (Übersetzung). Für Voland & Quist übersetzte er auch Romane von Alhierd Bacharevič und Viktor Martinowitsch.

LEMMBERG
EINE VORSTELLUNG
ZIEMOWIT SZCZEREK
AUS DEM POLNISCHEN VON THOMAS WEILER



Dieses Buch wurde kofinanziert von der Europäischen Union.



Wydano z finansowym wsparciem Fundacji Współpracy Polsko-Niemieckiej.

Herausgegeben mit finanzieller Unterstützung der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit.



Originaltitel: Wymyślone miasto Lwów
erschienen im Verlag Czarne, Polen 2022
© Ziemowit Szczerek

Deutsche Erstausgabe
© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin 2026
Gleditschstr. 66
D-10781 Berlin
info@voland-quist.de
www.voland-quist.de

Korrektur: Kristina Wengorz
Übersetzung aus dem Polnischen: Thomas Weiler
Umschlaggestaltung: Guerillagrafik
Satz: Fred Uhde
Druck und Bindung: BALTO print, Litauen
ISBN: 978-3-86391-498-1

Inhalt

Lajon
Seite 7

Batiaren-Hocke
Seite 45

Grenze über eine Leiche
Seite 85

Eine furchtbare Stadt
Seite 103

Der letzte Kakanier
Seite 133

Oh, là, là, ist das geil
Seite 183

Der Krieg und Lwiw
Seite 229

Anmerkungen
Seite 250

Verwendete Quellen
Seite 253

Lajon

1

Auf dem Marktplatz von Lwiw und in den angrenzenden Straßen ist ein Typ im Löwenkostüm unterwegs. Stadtmaskottchen oder Werbung. Einen Löwenschädel hat er auf den Schultern, der Schädel ist schwer und sitzt schief. Der Löwenschwanz ist ein bisschen eingezogen und hochgesteckt, damit er nicht auf dem Boden schleift. Das Ganze erinnert an angewandte Ingenieurskunst à la I-Aah aus *Pu der Bär*. Es ist schon Herbst, es ist kühl, und der Löwe rubbelt sich mit den Pfoten die Oberarme – das Löwenkostüm ist nicht besonders warm, und als Löwe kannst du schlecht eine Jacke anziehen, wie sieht das denn aus, ein Löwe mit Jacke? Außerdem kriegst du die Löwenpfoten sowieso nicht in die Ärmel von Menschenjacken rein.

Meistens sehe ich ihn freudlos vor sich hin latschen. Kein Wunder. Ist als Job nur so mittel, im Spätherbst als Löwe in Lwiw herumzulaufen. Dir ist kalt, du hast depressive Gedanken, und dann machen dich angeheiterte Touristen mit lustigen Sprüchen an, Kinder wollen dich streicheln oder am Schwanz ziehen, Eltern schießen Fotos. Gar nicht so leicht, da Begeisterung aufzubringen für all die nervigen Trottel,

wenn es kalt, trist und öde ist, du mies bezahlt wirst und dir dann noch dieser Riesenschädel die ganze Zeit so blöd ver-rutscht, dass er fast runterfällt.

Wie dem auch sei: Der frustrierte, müde Löwe ist in den Straßen der Stadt Lwiw unterwegs, blickt durch die Scheiben der fetten Restaurants, wo sich auf den Tischen aufgestylte Leckereien in Süß, Sauer, Salzig und Umami stapeln, zu Preisen, bei denen dem Normalbürger das Messer im Sack aufgeht wegen der sozialen Ungleichheit. Und dazu noch die ganzen Touristen aus Polen oder sonst wo - für die ist es billig, weil diese Glücklichen ihr Geld in einer Währung verdienen, die es nicht so auf den Arsch gelegt hat wie die ukrainische Hrywnja. Manchmal posiert der Löwe für ein Foto, manchmal nimmt er den verfluchten Schädel ab und quatscht mit jemandem. Und wenn es nur der Kollege im Transformerkostüm ist, der auf dem Marktplatz an der Ecke Ruska und Serbska steht, vor der Tür zu einem Lokal mit Erotikshow. Der Transformer ist ganz schick gemacht, mit allem, was dazugehört: Räder unter den Füßen, Kühlerattrappe vor der Brust, sogar Flügel am Rücken, die aussehen wie Pkw-Türen, und anstelle der Augen leuchtend blaue Scheinwerfer. Er posiert für Fotos, versucht wie der Löwe, Begeisterung aufzubringen, und manchmal gelingt ihm das sogar einigermaßen, aber man sieht ihm schon an, dass ihm das Ganze langsam auf den Zeiger geht.

Da läuft zum Beispiel ein verzücktes Kind auf ihn zu, der Transformer dreht sich um, beugt sich runter, brüllt etwas und lässt seine blauen Dioden bedrohlich blinken. Schon reißt das Kind entsetzt die Augen auf und fängt so hysterisch an zu heulen, dass man es noch am anderen Ende des Marktplatzes hört, legt eine überraschende Kehrtwende hin und flüchtet sich zu seinen spießig empörten Eltern.

Und noch wissen weder der genervte Löwe noch der Transformer, dass wieder ein Krieg kommt. Russlands Angriff ist ja noch ein paar Monate hin. Denn es ist grad November. Ein ausgesprochen schöner zwar, aber doch ein November. Die Amerikaner haben schon allen Bündnispartnern die Info gesteckt, der Ukraine auch, und obwohl alle hoffen, dass das Fake ist, hat der Geheimdienst die nötigen Stellen informiert. Aber nicht den Löwen oder den Transformer.

Auf den Sträßchen um den Marktplatz ist auch ein Mädels auf Rollschuhen im Engelskostüm unterwegs. Sie trägt ein weißes Gewand mit Flügeln an den Armen. Manchmal klatscht sie den Löwen ab, manchmal quatscht sie mit dem Transformer, manchmal flucht sie, wenn sie mit den Rollschuhen aufs Kopfsteinpflaster kommt, da kannst du nämlich böse auf der Fresse landen - du wirst ordentlich durchgeschüttelt in deinen Engelsklamotten und mit deinen Flügeln, und die Leute schauen zu, lachen sich kaputt und warten nur drauf, dass es dich legt.

Zu den lokalen Originalen gehört auch der Typ in UPA-Uniform mit der weiß angemalten deutschen Schmeisser-Plastik-MP unterm Arm. Er vertickt Klopapier mit aufgedruckten Putinporträts und patriotische Literatur, die er als »kluge Bücher« bezeichnet. Darunter auch Bücher des UPA-Mannes selbst, auf einem laminierten Schild ist nämlich zu lesen: »Bücher vom Autor signiert. Der Autor bin ich.«

»Worum geht es in den Büchern?«, fragte ich ihn einmal dummlich, und er sah mich an wie einen Idioten.

»Ums Vaterland«, antwortete er.

Dann gibt es noch die Jungs, die auf Photograph aus dem 19. Jahrhundert machen und junge Frauen ansprechen mit: »Sie sind in der Zeitung, darf ich es Ihnen zeigen?« Und wenn eine drauf reinfällt, knipst einer von ihnen sie mit seiner Digitalkamera, die aber in so einen altmodischen Kasten

eingebaut ist, mit Tuch, dann basteln sie das Bild am Rechner notdürftig auf die Titelseite einer alten Fin-de-Siècle-Zeitung, drucken sie aus und verkaufen sie. Wenn die Jungs nicht gerade über Passantinnen herfallen, hocken sie auf dem Bordstein und rauchen nachdenklich und melancholisch Zigaretten vor einem Lokal namens *Kopalnja Kawy*.

Das Lokal gehört wie viele andere in Lwiw zur *!FEST Holding of Emotions* des größten Gastromoguls der Stadt. Bürgermeister Andrij Sadowyj hatte diesem erst monopolistische Umtriebe vorgeworfen, später, als man dann irgendwie übereingekommen war, durfte er aber den nächsten Laden mitten auf dem Marktplatz aufmachen, direkt im Rathaus, gleich unter Sadowyjs Büro.

Als ich mal ins Gespräch kommen wollte und nachfragte, wie die Geschäfte laufen, hätten sie mich fast rausgeschmissen. Die *Kopalnja Kawy* ist voll, die Bedienungen sind erschöpft, überreizt und manchmal genervt. Im *Dzyga*, seit Kurzem ebenfalls Teil der *!FEST Holding of Emotions*, sind sie so daneben, dass sie ständig die Rechnungen verhauen, zumal sie die Rechnungen teilen müssen, Alk separat, Essen separat. Und dann machen die Kunden sie dauernd wegen dieser verhauenen Rechnungen an und meckern. Im *Facetka* spricht man die Bedienungen besser gar nicht erst an, wenn sie einen nicht ohnehin anschauen und Aufmerksamkeit signalisieren, sie müssen nämlich mit einer Handvoll Leuten den ganzen brechend vollen Laden mit sämtlichen Tischen im Griff haben. Wenn man sie aus ihrer Rechenrance holt, könnte man ihnen die Rechnung versauen, und dann müssten sie wieder von vorne anfangen. Und würden fuchtig.

In der Schewska vor dem *Baczewski* wanken ein paar polnische Frohnaturen herum. Groß gewachsen, frisch geschoren, kahl rasiert, aufgepumpt, lärmig lustig, der bekannte

Typus. Die fröhlichen Burschen, wie man sie freitagabends in Straßenbahn oder Kneipe antrifft. Nicht direkt aggressiv, aber wenn sie wo auftauchen, dann ist alles voll von ihnen. Sie sind schon leicht angeheitert und gut dabei, rauchen noch auf, was sie dabeihaben, und wollen gleich in dieses *Baczewski* rein, ein teures In-Lokal, das ganz auf die Marke der berühmtesten Schnapsbrennerei im Lemberg der Vorkriegszeit getrimmt ist. Es hat wohl nichts mit der ursprünglichen Firma Baczewski zu tun, hat sich aber dort Lizenz und Segen eingeholt.

Die polnischen Jungs rauchen also vor dem *Baczewski* ihre Zigaretten auf, lallen vor sich hin und sehen: Da kommt, in Gedanken versunken, unser trauriger Stadtlöwe. Streift durch die Altstadt, wie es zu seinen vertraglichen Pflichten gehört. Den Riesenschädel schief auf, durchgefroren rubbelt er sich die Oberarme mit den Pfoten.

Und die lustigen Polen gleich mit Gelächter und Hallo auf ihn los: »O kurwa, guckt mal, der Lajon!«

»Alter, der Lajon!«

»Ey! Lajon! Lajon! Wie isses, Lajon?«

Der Löwe schaut unter seinem schiefen Schädel verdutzt zu den Jungs hinüber, will automatisch für ein Foto posieren, ist ja sein Job, aber die Jungs wollen überhaupt kein Foto, also bleibt der Löwe verwirrt stehen, klappt seinen Löwenkopf hoch, als wäre der das Visier eines Ritterhelms, und weiß nicht so recht, was von ihm verlangt wird.

Und die Jungs, zack, klatschen ihn ab und fragen: »Lajon, haste irgendwo diese Schnitte gesehen, den Engel? Mit den Rollern die? Die ist so geil, Lajon! Ist das deine Kollegin, Lajon? Hast du die Nummer von der?«

Und ich geh weiter, rein ins Rathaus, wo der Herr Bürgermeister von Lwiw, Andrij Sadowyj höchstselbst, mich erwartet. Von wegen Bürgermeister: nicht nur Bürgermeister,

sondern auch noch erfolgreicher Unternehmer, Politiker von landesweiter Bedeutung, ehemaliger ukrainischer Präsidentschaftskandidat. Und ein Mann, der das Gesicht der Stadt verändert und aus Lwiw, wie es so schön heißt, eine »europäische Stadt« gemacht hat. Eine lebende Legende. Schön ist es im Rathaus, der Boden aus Marmor, in der einen Nische eine Büste von Metropolit Scheptyzkyj, in der anderen eine von Fürst Daniel von Galizien, außerdem die Fahnen von EU, Ukraine und Lwiw.

Sadowyj bewirbt mich mit Tee, wir treten auf den Balkon, er (kernig, bunter Pullover, leger gekleidet, »mehr so wie ein Mensch«, scherzt er) posiert für mich mit beiden Daumen hoch vor dem Marktplatz voller Menschen und Lokale, und so reden wir erst mal über die Tourismus- und die Gastrobranche, für die Lwiw bekannt ist und mit der man sich international einen Namen machen will.

»Sehen Sie«, beginnt Andrij Sadowyj, »als ich 2006 ins Amt kam, hatten wir um die einhunderttausend Touristen pro Jahr, vor der Pandemie waren wir dann bei zweieinhalb Millionen. Wir haben sogar diesen Slogan erfunden: ›*Open to the world.*‹ Weltoffenes Lwiw.«

»Ho, ho«, antworte ich, »da muss es ja ordentlich geklingelt haben in der Stadtkasse bei diesen ganzen Touristen!«

Sadowyj verzieht leicht das Gesicht und sieht mich scheel an. »Na ja, es ist ja ein offenes Geheimnis, dass die Branche keine hohen Steuern zahlt«, sagt er langsam. »Die Firmen versuchen, ihre Kosten zu optimieren, weil das ukrainische Recht ihnen die Möglichkeit dazu gibt.«

»Aha.«

»Ich wollte eigentlich sagen, dass in der Gastronomie viele Arbeitsplätze entstehen. Das habe ich mir zum Ziel gesetzt: den jungen Leuten Arbeit geben. Und dieses Ziel ist erreicht.«

Vom Balkon aus kann ich sehen, wie sich der müde Lajon aus der Schewska-Straße davonschleicht. Den Schädel unter dem Arm raucht er resigniert eine Zigarette.

Und die Russen ziehen an den Grenzen ihr verdammtes Militär zusammen.

2

Aber seis drum. Sagen wir, es ist Sommer. Schwül. Keine Luft zum Atmen. Noch ein halbes Jahr bis zum russischen Angriff.

Durch die Alleen und Alleechen der Altstadt, über den Freiheitsprospekt, die vormaligen Hetman-Wälle, spazieren Touristen im festlichen Stand-by-Modus. Paradiere mit vor Erschöpfung und Helligkeit zusammengekniffenen Augen. Halbe Schlafwandler. Es ist kaum auszuhalten, aber wenn man schon in dieses verdammte Lwiw gefahren ist, dann nicht, um im Hotel zu hocken, da hat man seine Touristenpflicht zu erfüllen. Ganz egal, ob man nun Tourist aus Polen, der Ostukraine oder, wie zuletzt immer häufiger, aus der Türkei, den Golfstaaten oder Indien ist.

Aber so ganz egal dann doch wieder nicht. Die Polen sind besonders arm dran, die müssen nämlich noch einen Abstecher zum Lytschakiwer Friedhof machen, und der ist eine ganze Ecke weg. Da reicht es nicht, den Marktplatz und die anliegenden Gässchen abzuklappern, man muss extra mit der Straßenbahn hinfahren oder zu Fuß die Piekarska lang, sich in der Hitze abplagen und sich eine halbe Stunde lang einen abschleppen wie der Landsturm, das letzte Aufgebot.

Die Touristen sind entzückt, das schon, aber halt auch müde von diesen Fußmärschen, es gibt schon Spannenderes, als den lieben langen Tag durch gepflasterte Gässchen zu schlendern, und wenn sie noch so hübsch sind. Und sobald sie sich irgendwo niederlassen, zieht jeder gleich erleichtert sein Telefon raus, fragt die Bedienung nach dem WLAN-Passwort, mobile Daten sind teuer, und macht sich auf in eine weitaus interessantere Welt.

Diese in ein Gefühl tiefer Unsinnigkeit versunkenen Gestalten an den Cafétischen zu beobachten, hat etwas Abgründiges.

Die Touristenfamilienväter starren mit Leidensmiene auf ihre Telefone, gezeichnet vom Überdruß an diesem Herumgelaufe und diesem Cafégesitze mit der Familie, am Kaffee- und Eisverzehr und diesen Nichtgesprächen über nichts Neues. An dieser zur Schau gestellten »Familienzeit«. Sie sehen sich ihre Kinder an und versuchen, sich zu erinnern, wie sie heißen und in welcher Klasse sie jetzt sind, sie sehen sich ihre Frauen an und stellen mit Schrecken fest, dass sie sie eigentlich vor allem vom Sehen her kennen.

Die Frauen kriegen auch die Meise, weil sie ständig über dieses ausgelatschte Pflaster mit den Stolpersteinen tapern müssen, die Füße tun ihnen weh in den eleganten Pumps. Die Kinder meckern, weil sie lieber zu Hause zocken würden. Die Väter säßen lieber vorm Fernseher. Die Mütter auch, aber sie sagen nichts, weil es meistens ihre Idee war, mal rauszukommen und einen Wochenendtrip nach Lwiw zu machen, weil: »Das soll sich total verändert haben, wir könnten doch auch mal wo hin und nicht immer nur zu Hause rumsitzen.« Mal was vom Leben haben. Jetzt haben sie den Salat: sitzen hier in der Sonne, in dieser Unsinnigkeit, diesem absoluten Nichts.

Die touristische Reise an einen schönen Ort als eines der letzten großen Rituale.

Und so laufen sie. Polen, Deutsche, Saudis, Emiratis, manchmal auch Amerikaner, Kanadier, vor allem ukrainische Diaspora.

»*This is the building of the Opera Theater*«, sagt ein Stadtführer zu einer Gruppe Touristen. »*Have you been to Vienna?*« Ein paar Hände gehen hoch.

»*Good*«, kommentiert der Führer. »*So this one is like the one in Vienna.*«

Die Touristen kommen mit dem Flieger am Danylo Haulytskyi International Airport an. Er ist nach Fürst Daniel von Galizien benannt, damit die Ukraine nicht bloß Postsowjetien, Parteisekretäre, Terroristen und Theoretiker ist, sondern auch der gute, alte europäische Feudalismus. Das Flugfeld sieht unter dem dunklen Himmel mit dem schmalen Streifen städtischen Lichterscheins zwischen Erdboden und schweren Wolken aus wie eine Postkarte aus einem anderen Universum.

Dann kommen die Touristen zur Passkontrolle, wo sie von jungen Grenzerinnen in eleganten grünen Uniformen aufmerksam und kühl gemustert werden – die Ukraine hat hier nämlich zur Aufhellung der Optik Frauen postiert. Doch die Touristen blicken sich dezent und angespannt um. Schließlich ist das hier die Ukraine, das Land-in-dem-Krieg-ist.

Bei einer Lesung in Brüssel wurde ich mal gefragt, ob man in Lwiw Geschützdonner hört. Weil: Eigentlich wär es ja spannend, da mal hinzukommen, bei den Preisen, aber ob das nicht zu nah an der Front sei.

Damals hörte man noch nichts. Und niemand wäre auf die Idee gekommen, dass sich das mal ändern könnte.

Und die Leute wollten mir nicht glauben, dass Lwiw dreihundert Kilometer näher an Berlin liegt als am Donbas. Der Donbas, das ist ein anderes Universum. Donbas, Mombasa, Kinshasa, Lwow, Pskow, Plow, General Gerassimow.

Am besten folgt man auf dem Weg von der Ankunftshalle einer Gruppe Amerikaner und lauscht, die nehmen kein Blatt vor den Mund und können sich, Kulturkampf gegen Stereotype in ihrer amerikanischen Heimat hin oder her, immer noch laut darüber wundern, dass hier, in der Ukraine, im Land des aktiven bewaffneten Konflikts, der Armut und des Postkommunismus, die Ankunftshalle mehr oder weniger aussieht wie in der zivilisierten Welt. Dass man sich hier am Danylo Halytskyi International Airport Autos mieten, Geld am Automaten ziehen oder in der Wechselstube umtauschen kann und nicht unter der Hand mit den aus Filmen bekannten Typen in Adidas-Trainingshosen krumme Geschäfte machen muss, während diese die Kalaschnikow unter der Achsel zurechtrücken.

Die Touristen treten schließlich vor das Terminal und sehen die großen Werbetafeln. Lwiw heißt sie willkommen. Lwiw, »die Kaffee- und Schokoladenstadt«, so promotet sich Lwiw nämlich in der Ukraine (und so will man sich auch international promoten), und gleich danach das breite Grinsen des Taxifahrers in dunkler Lederjacke und ebensolchem Käppi.

»Hotel?«, fragt der Taxifahrer. »Hotel? Taxi?«

Na bitte: Da haben wir schon einen Taxifahrer, ein bisschen aufgedunsen, der Figur nach eine gut gefüllte Hühnerroulade in der Senkrechten, schmal an den Enden, ausladende Mittelpartie; und dieser Taxifahrer geht auf ein arabisches Pärchen zu und gibt seine ewige Schauspielerfrage zum Besten: »Taxi? Hotel?«, nur um von den Arabern souverän und komplett ignoriert zu werden.

»Cheap hotel?«, versucht er es noch einmal.

Ohne Erfolg. *Ignore*, sogar ohne auf Wiedersehen.

Also geht er weiter auf Seelenfang, fängt aber nichts. Zu mir kommt er auch, ich lasse ihn abblitzen, steh nur da,

gucke und rauche vor einer Tür, an der aus unerfindlichen Gründen ein Zettel hängt, sie sei kaputt, dabei geht sie.

Und ich sehe, wie ein anderer Taxifahrer auf die Roulade zukommt, auch er im Grunde ein bisschen rouladig, und sagt: »Wieso denn ›cheap‹, du Penner, die interessiert kein ›cheap‹, die wollen teuer und hochwertig!«

»Ach, leck mich doch«, erwidert die erste Roulade gutmütig, dann rauchen sie beide und sehen zu, wie die globalisierten Araber sich ihr Taxi mit der App bestellen.

»Pisdez«, meint die erste Roulade noch.

»Pisdez«, stimmt die zweite ihm zu.

3

Alle Welt fliegt nach Lwiw. Die Hindus fliegen nach Lwiw. Die Türken. Sie kommen geflogen, weil die Hrywnja jetzt nicht grad zu den stabilsten Währungen gehört und es immer noch ziemlich günstig ist. Außerdem verlangt die Ukraine nach der Lockerung der ersten Pandemieauflagen von zum Beispiel den Saudis keine Quarantänefristen mehr, Visa schon seit längerer Zeit nicht mehr. Andersrum gilt das natürlich nicht, aber die Ukrainer kennen sich mit sogenannten asymmetrischen Verhältnissen ganz gut aus.

Ohne ihre majestätischen Gewänder, einfach im klassisch männlichen Nahost-Outfit, sehen die Saudis aus wie die Herzensbrecher in den türkischen Seifenoperen. Und viel jünger als in der traditionellen Kleidung. Sie kommen nämlich eher in Zivil. Selten so saudisch. Die weiblichen Saudis kommen auch selten verschleiert. Eher mit

Kopftuch und Hygienemaske vor der Nase; Covid war für die wie ein Gottesgeschenk, weil sie sich nach einem ganzen Leben hinterm Schleier hier in Europa mit bloßem Gesicht ein bisschen so vorkommen wie mit nacktem Hintern, deshalb tragen sie Maske. Die verhüllt das Gesicht, provoziert aber die Islamgegner nicht, von denen es – auch diesbezüglich brodelt es in der Gerüchteküche – in Osteuropa nur so wimmeln soll.

Also eine Kerze für den Patriarchen und zur Sicherheit einen Stummel für das progressive Gayropa. Unklar ist nur, ob sie genauer analysieren, inwiefern die Islamfeindlichkeit an den Orten, die sie so besuchen, tatsächlich im Progressiven wurzelt.

Insgesamt sollte man umsichtig sein, also sind sie umsichtig. Vorsichtig. Ziehen sich um. Nur selten sieht man welche, die nicht nachgeben. Einmal kamen aus der Jana Shyshky ein paar ernsthafte Typen mit ernsthaften gestutzten Bärten in die Teatralna, begleitet von ein paar lokalen Eleganzen, denen das Wort »Kontrahent« in Gesicht und Garderobe geschrieben stand. Ihnen schlichen, in bescheidenem Abstand, ein paar Mädchen im Niqab nach wie schwarze Gespenster. Passanten machten heimlich Fotos von ihnen, ich auch eines, weil sich das so wunderbar in diesen Lemberger Trubel einfügte, und eine Frau, ganz versunken in die Betrachtung der Saudis in Weiß, schrie entsetzt auf und griff sich ans Herz, als plötzlich die Damen in ihren schwarzen Vampirgewändern um die Ecke kamen.

Die hiesige Presse überschlägt sich mit Beiträgen über den »Ansturm von Gästen aus Nahost«, aber im Positiven – das sei im Grunde ganz gut, dass die anstürmten, das seien nette Menschen, man könne sich über Google Translator mit ihnen unterhalten. Die Angestellten in der von Bürger-

meister Sadowyj ausgebauten Gastronomiebranche loben sie für ihre hohen Trinkgelder und fügen hinzu, die seien wirklich gar nicht so anders, nur brauche man ihnen natürlich nicht mit Alkohol und Schweinefleisch zu kommen, wobei es auch da Ausnahmen gebe, manchmal essen und trinken die auch das.

»Europa ist zu, *my friend*«, sagte mal einer in ziemlich holprigem Englisch zu mir, Saudi, wie sich herausstellte, nachdem ich mich in einem Café auf der Lesi Ukrajinky an den Nebentisch gesetzt hatte.

Das hatte ich absichtlich getan, ihm aufgelauret, zum Sprung angesetzt und ihn dann angesprochen. Ich sage »ihn«, weil neben ihm zwar seine Frau mit Maske und Kopftuch saß, ich aber richtigerweise davon ausgegangen war, dass ich mit ihr nicht sprechen würde. Sie schenkte mir keinerlei Beachtung, ihrem Mann genauso wenig, klackerte nur mit ihren Krallen auf dem Telefon herum. Der Saudi schenkte ihr übrigens auch keine Beachtung.

Englisch konnte er nicht besonders gut, also holte er sein Smartphone raus, und wir unterhielten uns über Google Translator. Anständige Presseleute haben die in ihrem Lwiw, freute ich mich, die schreiben die Wahrheit, das bekam ich in der Ukraine immer wieder zu hören: »*Shurnalist prawdu pyshe*.« Die wissen, wovon sie sprechen. Über Google Translator gab der Saudi bei der Bedienung auch eine komplizierte Bestellung auf.

»Ich komm ganz gern nach Europa« – so ungefähr schrieb mir der Saudi mit ein paar eingekreuzten englischen Wörtern –, »weil es hier wie im Märchen ist. Schlösser auf grünen Hügeln, schon allein die grünen Hügel, die brauchen nicht mal Schlösser. Eigentlich bin ich lieber«, meinte er, »in Frankreich, Deutschland, aber die Pandemie

und der ganze Ärger, und Lwiw, bitte schön, ist offen. Nur«, schob er nach, »die Islamfeindlichkeit, du bist nicht islamfeindlich?«

Ich versicherte ihm, dass nicht, beziehungsweise, es sei mir reichlich egal, wer sich womit benebele.

»Du also nicht«, schrieb er zurück, »aber insgesamt gucken die Leute schon komisch, deshalb war es für mich eine Riesentdeckung, dass es auch ein muslimisches Europa gibt, Sarajewo zum Beispiel. Eine schöne Stadt!«

Er war ganz begeistert, während seine Frau sich den Strohalm unter die Maske schob, einen Schluck Limo trank und mich zum ersten Mal kurz ansah.

»Aber in Sarajewo mögen sie uns auch nicht besonders«, schloss er.

»Und in Lwiw?«

»In Lwiw? Weiß ich noch nicht«, er wiegte den Kopf, »aber dafür haben die ein gastronomisches Angebot hier!«

4

O ja, haben sie, haben sie. Was das Herz begehrt. Hier und da kriegt man schon gefrorenen Schweinespeck im Schokoladenmantel als Variation zum Thema Salo, ukrainisches Gericht und Stolz der Nation, in einem anderen Restaurant eine Verbindung aus französischer kulinarischer Raffinesse und kaukasischer Entschlossenheit: *Foie gras* mit Tschurtschchela-Traubensaftkuvertüre.

Immer wieder sehen neue Läden, Barbershops, Kneipen oder Institute aus wie von führenden Designprofis entworfen.

Nicht zuletzt, weil sie, na ja, häufig von führenden Designprofis entworfen worden sind.

Tatsächlich ist selbst aus dem Munde der bekanntlich anspruchsvollen polnischen Lwiw-Touristen immer seltener das bisherige Mantra zu hören, das »Was haben sie nur aus dieser Stadt gemacht«. Jetzt heißt es mit anerkennendem Nicken: »Innenausstattung können sie, das muss man ihnen lassen.«

Die Ukraine ist auf dem Stil-Trip. Immer weniger Reklamewildwuchs, jedenfalls in den Innenstädten und den Vorzeigevierteln, aber nicht nur: jede Menge Klasse im Dienstleistungssektor. Selbst in kleinen Bäckereien in den Außenbezirken kann man Kaffee trinken, ein belegtes Brot oder ein Stück Kuchen essen, frisches, knuspriges Brot aus leinenbezogenen Körben kaufen, Cafés und mobile Kioske schießen an jeder Ecke aus dem Boden, ebenso anständige Restaurants. Nicht nur für die Touristen.

»Es ist nicht mehr so, dass sich die Ukrainer nicht leisten können, in diese ganzen Kneipen zu gehen«, erzählte mir Katarzyna Łoza, eine Polin, die seit zwanzig Jahren in Lwiw lebt, weil es ihr hier gefällt. Sie ist Bloggerin, betreibt ein Reisebüro, hat hier Familie und wirkt ganz zufrieden mit ihrem Leben. »Vor einiger Zeit waren die ukrainischen Informatiker in aller Munde«, fuhr sie bei einer Tasse Kaffee fort, wir saßen nämlich in einem Lokal. »Die verdienen ziemlich gut. Das ist eine neue Generation, unbelastet von der sowjetischen Vergangenheit, ohne Komplexe. Immer mehr junge Leute arbeiten in dieser Branche. Sie werden in Dollar oder Euro bezahlt, leben aber hier und geben hier ihr Geld aus, wieso sollten sie auch im Ausland sitzen, sich fremd fühlen und draufzahlen? In Lwiw lässt sich gut leben, und günstig ist es auch immer noch. Und die Polen, die